

Christine May

# ZUHAUSE ANDERS DENKEN

Warum gemeinsames Wohnen unsere Zukunft ist

OTTO MÜLLER VERLAG

Kapitel 1

B.R.O.T. PRESSBAUM 12

<i>Eine große Wiese</i>	16
<i>Gemeinschaftssuchende finden einander</i>	17
<i>Häuser aus Holz</i>	18
<i>Ein kleines Dorf</i>	22
<i>Soziokratisches Prinzip</i>	24
<i>Rosa Pandas und Alienfilm</i>	27
<i>Erstes Hallo und ab und zu Ferien</i>	28
<i>Raum, um persönlich zu wachsen</i>	30

Kapitel 2

CAMBIUM 32

<i>Zwei Gruppen, eine Sehnsucht</i>	36
<i>Eine leerstehende Kaserne</i>	37
<i>Grätzln und Gemeinschaftsküche</i>	39
<i>Apfelbäume, Blühwiesen und Steinschafe</i>	41
<i>Sozialökologisches Reallabor</i>	44
<i>Putzparty und frühzeitiges Desillusionieren</i>	46
<i>Unendlich viele Möglichkeiten</i>	47

## Kapitel 3 BELEHOF

52

<i>Eine kleine Frühstückspension</i>	56
<i>Wohnraum wie in den 1960er-Jahren</i>	58
<i>Schafe, Hühner und frisches Gemüse</i>	59
<i>Mittagskochrad und Herzensrunde</i>	62
<i>Von Berlin nach Rutzenmoos</i>	64
<i>Das kindererziehende Dorf</i>	66
<i>Inspiration für neue Projekte</i>	67

## Kapitel 4

### „GEMEINSAME ZIELE SIND DAS WICHTIGSTE“

<b>Interview mit Dr. Stefan Reiß</b>	<b>68</b>
--------------------------------------	-----------

## Kapitel 5

### WILLY\*FRED

80

<i>Ein völlig neues Wohnkonzept</i>	84
<i>Ein Haus im Stadtzentrum</i>	85
<i>Eintritt in einen alternativen Mikrokosmos</i>	87
<i>Soziokratie und gemessener Widerstand</i>	91
<i>Safe Space</i>	93

## Kapitel 6 BIKES AND RAILS

96

<i>Ein neues Viertel</i>	100
<i>Fahrräder und Café Disko</i>	101
<i>Tandems und Arbeitskreise</i>	103
<i>Zwischen Privatsphäre und Gemeinschaft</i>	105
<i>Politischer Aktivismus</i>	108

## Kapitel 7 GLOCKMÜHLE

110

<i>Visionen für ein Zusammenleben</i>	114
<i>Die Glockmühle</i>	115
<i>Roadtrip nach Liechtenstein</i>	117
<i>Die Ärmel hochkrepeln</i>	118
<i>Erfahrungen am Bau</i>	119
<i>Der Schrecken der Parifizierung</i>	121
<i>Die vierte Partei</i>	122
<i>Eiskaffee am Nachmittag</i>	124
<i>Kinderbetreuung und Nachhaltigkeit</i>	126
<i>Viel gelernt</i>	127

## Kapitel 8 [RO\*SA] KALYPSO

130

<i>Mietverträge in Frauenhand</i>	134
<i>Grundstück am Kabelwerk</i>	136
<i>Ein Drittel Stadt, zwei Drittel [ro*sa]</i>	137
<i>Kaffee nachkaufen, Gemüsebeete gießen</i>	138
<i>Gemeinsam alt werden</i>	140
<i>Kochservice und offene Ohren</i>	142
<i>„Wir schauen aufeinander“</i>	144
<i>Vier [ro*sa]-Häuser</i>	145
<i>Unter dem Strich steht ein Plus</i>	146
<i>Liste von Interessierten</i>	148

## Kapitel 9

### „WOHNRAUM SCHAFFEN UND NICHT PROFITE“

#### Interview mit Dr. Susanne Giesecke

150

## CHECKLISTE

#### Erste Fragen zur Selbstklärung

158

## Einleitung

Würde ich mich hier wohlfühlen? Wäre mir das zu nah? Oder nicht nah genug? Welche meiner inneren Konflikte würden sich zeigen, angesichts der vielen mich spiegelnden und mich zur Selbstreflexion zwingenden Menschen? Wie könnte ich damit umgehen?

Jeder einzelne Besuch, den die Fotografen Leo, Bernhard und ich den Menschen in den Wohnprojekten abstatten durften, war ein kleines Abenteuer für sich. Mal mitten in der Großstadt umgeben von Hochhäusern, mal abgelegen zwischen Wäldern und Wiesen, bot jede der Wohngemeinschaften eine neue Kulisse. Die Menschen sehr offen und gastfreundlich, tauchten wir binnen weniger Stunden nicht nur in ihren Wohnort, sondern auch in ihr Leben ein, lernten sie kennen, erfuhren die großen und kleinen Details ihres Zusammenlebens.

Für mich war das neben der Reise durch verschiedene Gebiete Österreichs auch eine Reise durch mein Innerstes: Unweigerlich fragte ich mich, je mehr ich sah, je mehr ich erfuhr, wie es mir in diesem Gefüge gehen würde. Selbst skeptisch bis erschüttert über die Entwicklungen am Immobilienmarkt und überzeugt davon, dass Menschen für ihre psychische Gesundheit ein soziales Netzwerk benötigen, ist Gemeinschaftswohnen auch für mich persönlich ein denkbare Konzept. Doch, Hand aufs Herz, wäre es wirklich etwas für mich? Dieses Buch lädt ein, sich diese Frage zu stellen.

Wie verschieden Wohnprojekte sein können, habe ich versucht, mit den insgesamt sieben porträtierten Gemeinschaften zu zeigen. Ein Anspruch auf Vollständigkeit oder auch nur das Abdecken einer groben Vorstellung davon, wie vielfältig solche Projekte sein können, kann in diesem Rahmen auf keinen Fall gewährleistet werden. Das wäre vermutlich, als würde man anhand von sieben beschriebenen Menschen behaupten wollen, alle prinzipiell existierenden Grundcharaktere der Menschheit aufgezählt zu haben. Denn die Gemeinschaften sind so individuell wie ihre Bewohner:innen, das wurde mir rasch klar. Jede und jeder von ihnen gibt ihre eigene Zutat in den Kochtopf, am Ende

entsteht eine Suppe mit Gewürzen unterschiedlichster Geschmäcker und Nuancen.

Warum braucht es denn überhaupt ein Buch über Gemeinschaftswohnprojekte?, fragte mich eine der Interviewten in einem Wohnprojekt. Eine gute Frage, auf die ich nicht sofort eine Antwort parat hatte. Die Idee für dieses Buch entstand durch meine Arbeit als Journalistin, die mich bereits zu unterschiedlichen Formen des gemeinschaftlichen Wohnens geführt hat. Zu sehen, wie sich Menschen jenseits der Studienzeit Bad, Küche und Couch teilen, gemeinsam den Gemüsegarten hegen und pflegen, miteinander lachen, miteinander streiten und sich wieder versöhnen (was ich natürlich nicht selbst gesehen, sondern nur von ihnen erzählt bekommen habe), sich als Gemeinschaft verstehen mit allen Macken und Eigenheiten – das hat etwas in mir berührt. Gleichzeitig hat es mich neugierig gemacht: Was gibt es denn, parallel zur mir geläufigsten Form des Alleine-, Paar- oder Kernfamilie-Wohnens, noch so Varianten da draußen? Die Idee und die Sehnsucht danach, der Antwort zu dieser Frage auf die Spur zu kommen, sind meine persönlichen Gründe für dieses Buch.

Gleichzeitig gibt es viele weitere Gründe, die Gemeinschaftswohnen zu einer relevanten Alternative zu individualistischen Einfamilienhäusern und Single-Wohnungen machen. Studien zeigen, dass immer mehr Menschen unter Einsamkeit leiden. Auch andere psychische Erkrankungen wie Depressionen und Sozialphobien werden mit der zunehmend isolierten Lebensweise vieler Menschen in Verbindung gebracht. Denkt man an unsere evolutionäre Geschichte, ja an unsere jüngste Vergangenheit bis ins vergangene Jahrhundert, ist der Mensch darauf ausgelegt, als Teil einer Gemeinschaft zu fungieren. Sicherlich der eine mehr, der andere weniger – und doch gibt es die Person, die völlig ohne andere glücklich und zufrieden sein kann, wahrscheinlich nicht. Der Wunsch nach Gleichgesinnten, nach Freunden, nach einer Liebesbeziehung, nach einer Familie im Sinne von Gemeinschaft steht wohl bei nahezu jedem Menschen im genetischen Code.

Wir stecken zunehmend in einer ökonomischen wie auch ökologischen Wohnkrise: Wohnraum wird immer teurer, gleichzeitig können nicht

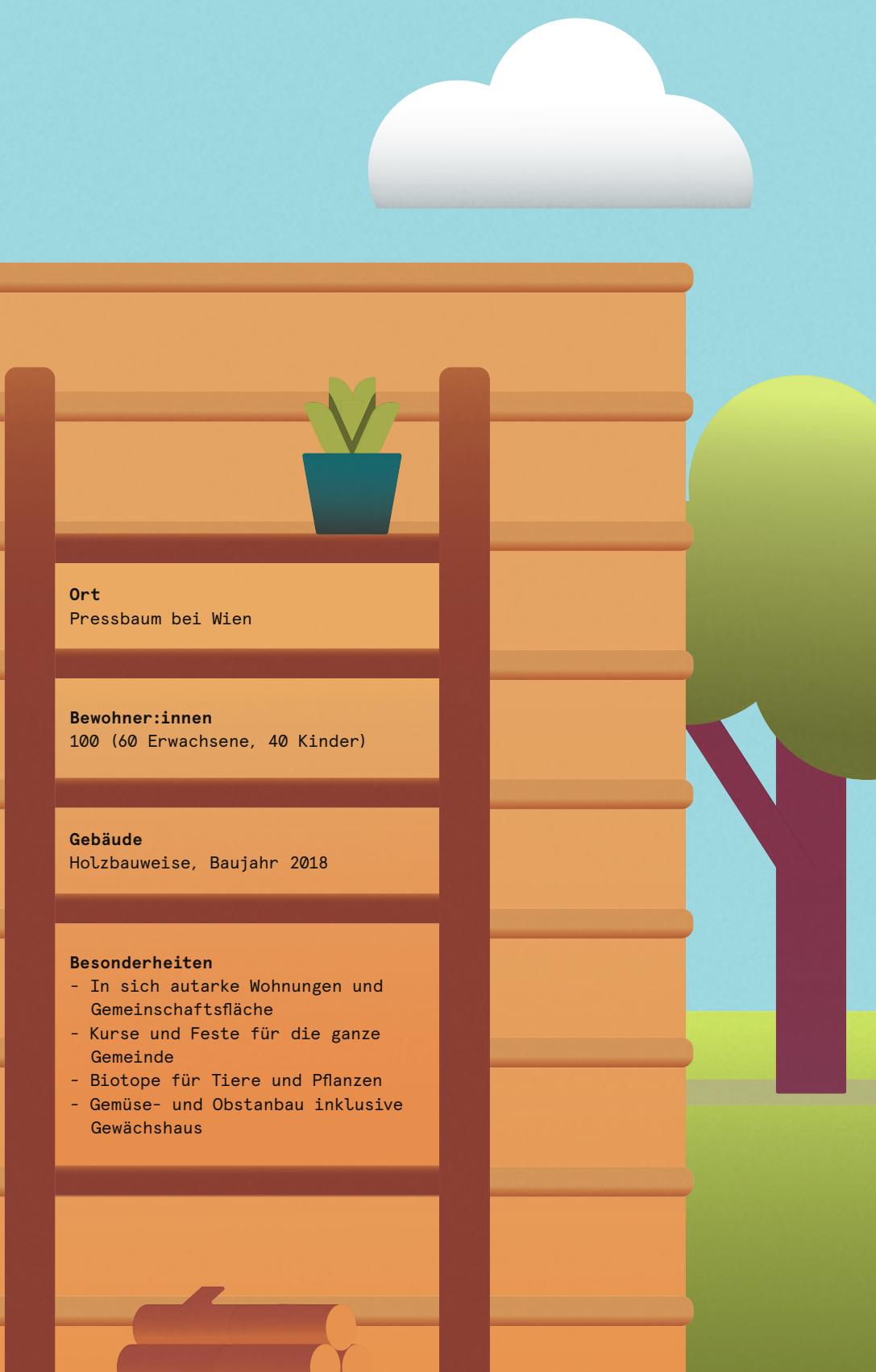
mehr unendlich viele Flächen versiegelt werden, wenn wir unseren Planeten aktuellen wie auch kommenden Generationen als lebenswert erhalten möchten. So verschieden die Wohnprojekte wie auch die Menschen darin waren, in einem Punkt waren sie sich einig: Ihre Form des Wohnens und Lebens ist an ökologischer Nachhaltigkeit orientiert. Damit machen sie vor, wie Rücksicht auf die Natur und Umwelt genommen werden und gleichzeitig das Leben in vollen Zügen genossen werden kann.

Was erwartet Sie nun in diesem Buch? Sie lernen sieben Gemeinschaftswohnprojekte kennen, vier in der Stadt, genauer in den Städten Wien, Linz und Salzburg, und drei auf dem Land, in Oberösterreich, der Steiermark und Niederösterreich. Eines gleich vorweg: Eine Hippie-Kommune ist nicht dabei. Alle hier beschriebenen Projekte verstehen sich als eine Gemeinschaft unabhängig von Ideologien und Religionen. Eine eigene in sich funktionierende Wohnung innerhalb eines größeres Wohnkomplexes oder aber ein kleines Schlafzimmer für sich und geteilte Küche und Badezimmer – verschiedene „Grade der Nähe“ beim Zusammenleben finden ihre Abbildung in den Berichten.

Zusätzlich sollen zwei Interviews dabei helfen, die Informationen einzuordnen. Der Sozialpsychologe Dr. Stefan Reiß beschreibt das Potenzial von Gemeinschaftswohnprojekten, sich gegenseitig zu unterstützen, ebenso wie die sozialen Fallstricke, die sie zum Scheitern bringen können. Die Zukunftsforscherin Dr. Susanne Giesecke berichtet über die Probleme des aktuellen Wohnens – und wie die Zukunft des Wohnens aussehen könnte. Für den Fall, dass Sie sich in das Thema vertiefen wollen, vielleicht sogar selbst Interesse an einem Gemeinschaftswohnprojekt bekommen haben, finden Sie am Ende dieses Buchs ein paar weiterführende Internetlinks und Informationen.

Ich wünsche Ihnen, liebe Leser:innen,  
viel Freude und Inspiration mit diesem Buch.

Ihre Christine May

**Ort**

Pressbaum bei Wien

**Bewohner:innen**

100 (60 Erwachsene, 40 Kinder)

**Gebäude**

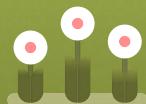
Holzbauweise, Baujahr 2018

**Besonderheiten**

- In sich autarke Wohnungen und Gemeinschaftsfläche
- Kurse und Feste für die ganze Gemeinde
- Biotope für Tiere und Pflanzen
- Gemüse- und Obstbau inklusive Gewächshaus

KAPITEL  
EINS

# B.R.O.T. PRESSBAUM







## Eine große Wiese

Naturnah wohnen mit Leuten, die man mag. Keine anonyme Straße mit Einzelvillen in Reih und Glied, bewohnt von Menschen, die sich gegenseitig kaum kennen. Ein Netzwerk, in dem man sich gegenseitig unterstützt, miteinander Freud und Leid teilt und Verantwortung trägt. Kinder, die man für das Abendessen auf den Wiesen und im Wald suchen muss, weil sie beim Spielen an der frischen Luft die Zeit wieder einmal übersehen haben. Das ist es, was sich Claudia und ihr Mann, die mit ihren drei Burschen in Wien leben, wünschen.

Einige Kilometer weiter südöstlich von Wien wachen Barbara und Walter mit ihren beiden Kindern in ihrem Bauernhaus auf. Aus den Fenstern des von ihnen umgebauten ehemaligen Knechthausen sehen sie Pferde, Felder, Wald – weg aus der Stadt und raus in die Natur, in die Ruhe, genau wie sie es sich vorgestellt hatten. An diesem Morgen sagt Walter zu seiner Frau: Wir wohnen zwar wunderschön, aber es fehlt etwas. Gemeinsam gehen sie dem Gefühl auf den Grund und stellen fest, dass sie sich beide in all der Naturidylle isoliert fühlen. Heckenzäune und ein Dorf mit 1.500 Einwohnern, von denen man nie jemanden sieht, wird es Walter später beschreiben.

Und dann ist da Georg, der aufgrund einer Trennung nicht mehr in dem kleinen Gemeinschaftswohnprojekt bleiben kann, das er sich mit Freunden in einem Haus mit drei Wohneinheiten aufgebaut hatte. Dass er wieder in einer Gemeinschaft wohnen will, ist für ihn klar, diesmal gleich in was Größerem. Nach Besuchen in zwei Wohnprojekten in der Seestadt Aspern in Wien wissen er und seine neue Partnerin Margret, dass sie im ländlichen Raum bleiben möchten.

Drei Familien, eine Sehnsucht. Doch erst eine Schicksalsfügung Jahre später sollte sie zusammenführen. Im Frühjahr 2013 besuchen Georg und Margret eine Wohnbaumesse – und lernen dort einen Mann kennen, der ihnen auf dem Weg in Richtung Gemeinschaftswohnen helfen möchte: Helmuth Schattovits. Mit B.R.O.T. – kurz für „Beten, Reden, Offensein, Teilen“ – hat der burgenländische Wirtschaftsprofessor ein eigenes Konzept für Zusammenleben und integratives Wohnen entwickelt, plant bereits das dritte Wohnprojekt in Wien. Schattovits berichtet Georg und Margret von einem Grundstück, das sich für ein neues B.R.O.T.-Projekt

hervorragend eignen würde: 14.000 Quadratmeter groß, in der beschaulichen Gemeinde Pressbaum gelegen, deren Pfarrgemeinde es verpachten möchte. Obwohl nur 10 Kilometer von der Wiener Stadtgrenze entfernt, sagen sich auf der riesigen Wiese mit ein paar Schrebergärten, umgeben von 20 Quadratkilometern Wald, sprichwörtlich Fuchs und Hase gute Nacht. Als Georg und Margret ihre Füße zum ersten Mal in das dichte Gras voller Wiesenblumen setzen, wissen sie sofort: Das ist es. Helmuth Schattovits macht das Paar mit Barbara und Walter bekannt. „Dann haben wir uns gemeinsam hingesetzt und gesagt: Ok, wir planen das“, erinnert sich Georg heute. Im Gemeindeamt Pressbaum, vor 150 Anwesenden, präsentieren die Paare gemeinsam mit Schattovits das neue B.R.O.T.-Projekt erstmals öffentlich – und stoßen auf erheblichen Widerstand. Die große Wiese, auf der das Bauprojekt entstehen soll, kennen viele noch aus der Kindheit, auch gegenüber dem Konzept sind manche skeptisch.

### Gemeinschaftssuchende finden einander

Den Widrigkeiten zum Trotz geht es weiter mit dem Projekt. Es dauert nicht lange, da hat sich bereits eine ganze Gruppe interessierter Menschen zusammengefunden. Im Sommer 2013 treffen sie sich zum ersten Mal auf dem Wiesengrundstück zu einem gemeinsamen Picknick. Ein Diskussionspunkt bringt die Harmonie ins Wanken: Mit dem Bestandteil „B“ für „Beten“ im Namen B.R.O.T. können sich nicht alle identifizieren, andere wiederum legen großen Wert darauf. Die Mehrheit ist sich schließlich einig: Das Projekt soll religionsunabhängig werden, das „B“ soll für „Begegnung“ stehen. Einige springen daraufhin ab, 17 Menschen bleiben übrig. 2014 gründen sie den Verein „B.R.O.T. Pressbaum“.

Über zahlreiche Veranstaltungen, Informationen aus dem Internet und Mund-zu-Mund-Propaganda wächst die Anzahl der Interessierten am neuen Wohnprojekt in Pressbaum stetig. Gleichgesinnte finden zueinander in ihrem Bestreben, gemeinschaftlich und naturnah zu wohnen. Die Aufbruchsstimmung zwischen Grashalmen, Gänseblümchen und Löwenzahn ist fast mit Händen zu greifen, die Vorfreude beginnt zu keimen. Gleichzeitig bleibt eine große Unsicherheit: Kann das wirklich funktionieren? Denn auf die Einigung mit der Gemeinde Pressbaum folgt

die nächste große Herausforderung für den Verein, das Bauprojekt zu stemmen: die Finanzierung. 80 Prozent des Wohnprojekts müssen für einen Baukredit vergeben sein, verlangen die Banken. Angesichts der geplanten Größe des Projekts fehlen dafür noch einige Mitglieder. Das Vorhaben stößt auf Unverständnis, trotz Liquiditätsplänen und Immobilienwertgutachten misstrauen die potenziellen Kreditgeber dem Konzept eines Gemeinschaftswohnprojekts. „Wir haben ihnen erklärt, dass wir das Rad keineswegs neu erfinden und es schon mindestens 15 weitere Wohnprojekte in dieser Form gibt“, erzählt Walter, „aber die Vorstellung, dass wir gemeinschaftsorientiert sind und keinen Gewinn machen wollen, erschien ihnen geradezu absurd.“

Zahlreiche Neu-Interessierte findet der Verein bei einem gemeinsamen Workshop 2014. Das Thema: Wie groß soll das Objekt denn überhaupt werden? Soll lediglich der hintere Teil des Grundstücks für ein kleineres Gemeinschaftswohnprojekt genutzt und der Rest der Pfarre überlassen werden? Oder soll tatsächlich der gesamte Grund ein deutlich größeres Projekt beherbergen? „Als ich in den Workshop hineingekommen bin, war ich mir sicher, dass ich in einem kleineren Projekt und nur mit den Leuten zusammenwohnen möchte, die ich schon kannte“, erzählt Claudia, „das erschien mir als das einfachste und auch kostengünstigste.“ Aus dem Wochenende heraus geht sie mit einer völlig anderen Überzeugung: „Mir ist klar geworden, wie wertvoll das ist, wenn viel mehr Menschen das Projekt gemeinsam stemmen. Dass das Risiko, die Arbeit, die Aufgaben, die Kosten, die ganze Last eines Gemeinschaftswohnprojekts auf den Rücken von vielen Menschen besser verteilt sind als auf wenigen.“

### **Häuser aus Holz**

2015 stirbt Helmuth Schattovits. Die Bank, die sich zu einem Kredit bereit erklärt hatte, springt ab. „Dann sind wir gerannt, 14 Banken haben wir in einem halben Jahr abgeklappert“, berichtet Walter. Der Verein ist kurz davor, aufzugeben. „Viele von uns hatten schon Privatvermögen in das Projekt gesteckt und das war eine Zeit voller Sorgen, wir hatten weder Kredit noch Baubewilligung.“ Doch dann kommt Licht ins Dunkel: B.R.O.T. Pressbaum stößt auf eine Bank, die sich auf Umwelt- und Sozialprojekte spezialisiert hat. Sie bewilligt den Kredit rasch. 2015 folgt die

Baurechtsvertragsunterzeichnung, 2016 die Baubewilligung inklusive Grundstücksteilung und Grundbucheintragung. 2017 dann der große Tag: Das Bauprojekt unter Architekt Peter Nageler beginnt. Holzriegelbauweise soll es werden, ergeben fünf eigens dem Thema des Bauens gewidmete Planungswochenenden, nur das Gemeinschaftshaus wird aus Beton bestehen. Durch die gestiegenen Baukosten ist der ursprünglich angedachte Ziegelbau nicht mehr finanziert, die Wahl der Fertigbauteile einer Kärntner Holzbaufirma bringt der Gemeinschaft sowohl finanzielle als auch zeitliche und räumliche Vorteile. „Ein Bau aus Ziegel hätte viel länger gedauert“, sagt Claudia, „und die Wände wären dicker geworden, wodurch wir den ohnehin stark begrenzten Wohnraum, den wir bebauen durften, noch weiter verknapp hätten.“

Eine Entscheidung die belohnt wird: Für ihre innovative Bauweise und ihr gemeinschaftliches Wohnkonzept erhält das Projekt 2019 den Kärntner Holzbaupreis und 2020 den BigSEE-Architecture-Award.

Tieflader liefern dann die riesigen Holz-Fertigbauteile in Massen an, Videos im Zeitraffer dokumentieren den rasanten Aufbau der Gebäude. Innerhalb von nur drei Tagen steht je eines der insgesamt elf Häuser. Viele örtliche Firmen sind in den Bau involviert, Regionalität ist den künftigen B.R.O.T.-Pressbaum-Bewohner:innen von Anfang an wichtig. Zwei bis drei von ihnen sind stets vor Ort, um den Bau zu begleiten sowie Besprechungen und Abstimmungen abzuwickeln. Nach und nach finden die insgesamt 16 Wohnungen ihre Mieterinnen und Mieter. Neu-Interessierte müssen sich dabei einem Aufnahmeverfahren stellen und bestimmte Bedingungen erfüllen: einen Fragebogen ausfüllen, bei mindestens drei Vollversammlungen des Vereins anwesend sein, an gesellschaftlichen Treffen teilnehmen. Die Gruppe wächst weiter. In der ersten Woche des Einzugs 2018 findet schließlich auch die letzte Wohnung ihre Bewohner:innen.

60 Erwachsene und 40 Kinder leben heute im Gemeinschaftswohnprojekt B.R.O.T. Pressbaum, es ist jede Generation vertreten. Sie alle haben einen Nutzungsvertrag mit dem dazugehörigen Verein unterzeichnet, der sicherstellt, dass die gesammelten monatlichen Beiträge die Pacht der Pfarrgemeinde und die weiteren Kosten des Wohnprojekts wie die Kreditrückzahlung, Heizung, Strom und Internet abdecken. „Diese Struktur hat sich im Vergleich zu Privateigentum sehr bewährt“, sagt

Georg, „beispielsweise entscheidet eine ausziehende Person nicht darüber, wer ihr Nachfolger wird, sondern wir als Gemeinschaft. Das garantiert, dass wir wieder Leute finden, die unsere Werte teilen.“ Der Verein trage die volle Haftung, „wir sind alle als Gemeinschaft verantwortlich für die Objekte.“ 3.000 der insgesamt 14.000 Quadratmeter sind verbaut mit vier Doppelhäusern, zwei Einzelhäusern und einem Gemeinschaftshaus. Dazwischen und um die Häuser herum: massig Grün, Blühwiesen, summende Bienen, zirpende Grillen, üppig Früchte tragende Apfelbäume, Beete und Gewächshäuser mit Gurken und Tomaten. Ein Kind läuft auf nackten Füßen eilig vorbei, eine Katze räkelt sich in der Sonne, blinzelt verschlafen herüber. Keine Straße zu sehen, nur ein Kiesweg, der die Häuser miteinander verbindet: die sogenannte Dorfstraße. Ein Naturteich mit einem kleinen Steg, dessen klares Wasser zum Baden einlädt. Eine Lagerfeuerstelle, bei der, wie ein Bewohner später erzählt, alle gerne zusammensitzen und grillen, die Kinder Würstel und Stockbrot in das Feuer halten. Ein Bild von einem Landidyll.

Zwar verfügt jede der Wohnungen in den Wohnhäusern über eigene Küche und Bad, durch die großzügig angelegte Naturfläche und insgesamt drei gemeinschaftlich genutzten Gebäude begegnen sich die Bewohner:innen jedoch häufig und stehen in regem Austausch miteinander. Das in der Mitte des Grundstücks gelegene Gemeinschaftshaus bietet mit einem großen, gemütlich eingerichteten Gemeinschaftsraum samt Küche, einer Bibliothek, einem Salon für Besprechungen, einem Gästezimmer, einem Coworking-Space, einer Gemeinschaftspraxis und einem Musikzimmer mit allerlei Instrumenten („Wir haben viele Musiker im Wohnprojekt, sogar einen Profischlagzeuger!“) den Raum für vielfältige Aktivitäten und Treffen. Auch die Food Coop findet sich hier: ein kleiner Raum, in dem wie in einem Tante-Emma-Lädchen Gemüse- und Obstkisten in Regalen sortiert sind. Bei allem handelt es sich um Bioprodukte von den Landwirt:innen ringsum, zum Selbstkostenpreis erhältlich.

Ein weiteres gemeinschaftlich genutztes Gebäude kam erst nachträglich hinzu: das Haus der Stille. Die Idee dahinter war, einen Ort der Ruhe zu schaffen. Für Yoga, Meditation oder auch – konträr wirkend zum Namen – für kleine Konzerte. „Dieses Haus haben wir mit einem Zimmerer aus Deutschland gebaut“, erzählt Georg, „da waren so ziemlich alle

beteiligt, auch die Kinder.“ Auf eine erste Holzkonstruktion folgt unter der Anleitung eines Lehm- und Strohbaudesigners das Einsetzen von Strohballen zwischen die Holzbalken, bis die Vereinsmitglieder im dritten Schritt schließlich mit Lehm außen und innen verputzen und das Dach decken. „Da haben dann die Kinder mitgemacht, Lehm an die Wand geklatscht.“ Eine Werkstatt bietet mit einer großen Vielfalt an Werkzeugen und Maschinen die Möglichkeit, gemeinsam zu werken, ob als Hobby oder um kollektiv genutzte Gegenstände zu bauen oder zu reparieren. „Dadurch, dass wir zusammenlegen, verfügen wir hier über eine Ausstattung, die sich niemand von uns alleine leisten könnte“, sagt Georg. Auch ein Hühnerstall, ein Ballspielplatz und ein kleiner Wohnwagen für die Jugendlichen sind Teil des Grundstücks. Verspielte Details finden sich überall, darunter eine Pergola vor dem Gemeinschaftshaus mit Wein, der sich um die Holzstangen rankt, selbst gebaute Bänke und liebevoll gestaltete Holzschilder. Sie zeugen von Jahren des gemeinsamen Lebens und Gestaltens.

Ein möglichst geringer ökologischer Fußabdruck ist allen von Anfang an wichtig. „In puncto Energieversorgung erreichen die Häuser nun fast die Werte von Passivhäusern“, sagt Walter. Mittlerweile bringen die Photovoltaikanlagen auf den Dächern bis zu 160 Kilowattstunden Strom pro Tag. „In der Energiekrise haben wir gemerkt, wie wichtig das ist, Strom für den Eigenbedarf selbst zu erzeugen“, erzählt Georg. „Wir haben damals viel Geld für die Einspeisung bekommen und die Anlagen haben sich mittlerweile amortisiert.“ In zwei riesigen Zisternen aufbereitetes Regenwasser dient der Gemeinschaft als Brauchwasser, etwa für die Toilettenspülung. Die Heizenergie- und Warmwasserversorgung funktionieren über ein eigenes Biomasse-Nahwärmennetz mit einem Hackgutkessel in Kombination mit den PV-Anlagen. Abgesehen von den Häusern blieb das Grundstück unversiegelt. Das E-Auto und das E-Lastenfahrrad, die sich die Gemeinschaft teilen, stehen an einem Parkplatz am Eingang des Geländes, direkt zur Haustür gelangt man nur zu Fuß oder mit dem Fahrrad. Die Blumenwiesen wachsen hoch, die Bewohner:innen schneiden sie händisch mit der Sense, vieles darf stehen bleiben. Zu den rund 100 Menschen bewohnen das kleine Dorf viele Schmetterlinge, Käfer, Igel, Molche, Schlangen, Molche, Frösche, Käfer, Heuschrecken und Gottesanbeterinnen.

## Ein kleines Dorf

Verschiedene Altersgruppen, Berufe, Interessen: Die Gemeinschaft beim Wohnprojekt B.R.O.T. Pressbaum zeichnet sich durch Vielfalt aus. Neben Claudia, Georg, Walter und ihren Familien ist da zum Beispiel Evelyn. Die 68-Jährige übt noch immer in geringem Ausmaß ihren Beruf als Psychotherapeutin aus und nutzt dafür den Praxisraum im Gemeinschaftshaus. Nachdem ihre eigenen Enkelkinder schon groß sind, kümmert sie sich als „Wahlomi“ gerne um die Kinder im Wohnprojekt. Denn Kinder waren überhaupt erst einer ihrer Hauptgründe, sich der Gemeinschaft anzuschließen. „Ich bin alleinstehend und mir war klar, dass ich nicht alleinig vereinsamen will“, erzählt sie. „Ich habe in einem entzückenden Hexenhäuschen gewohnt, doch meine Enkelkinder haben sich immer beschwert, dass es dort keine anderen Kinder gab.“ Evelyn wird 2017 auf das Wohnprojekt aufmerksam und ergattert eine kleine Wohnung für sich, in die sie 2018, wie alle anderen, einzieht. Nach wie vor ist sie die älteste Frau im Wohnprojekt. Der Plan, ihren Enkelkindern mehr Spielgefährten bieten zu können, scheitert an der Corona-Pandemie. „Meine Enkelkinder durften nicht zu Besuch kommen und danach war so viel Zeit vergangen, dass sie schon größer waren, sich anders orientiert hatten.“ Trotzdem sei sie froh, Teil der Gemeinschaft zu sein, könne dabei ihren Hang zur Fürsorglichkeit voll ausleben: mit mittäglichem Kochen für die ganze Gemeinschaft, mit der Betreuung von Gästen, mit der Verwaltung der Food Coop. „Ich neige dazu, mich selbst zu überfordern“, sagt sie und die anderen in der Gesprächsrunde stimmen ihr lachend zu, „aber ich mache das einfach gerne. Ich bin gerne eine Mitmischerin hier. Mischen possible oder manchmal auch mischen impossible. Ich finde es wirklich toll, hier zu leben.“

In Pressbaum hat Evelyn auch ihre beste Freundin kennengelernt: Ursula, von allen Uschi genannt, eine 65-jährige Puppenspielerin und Krankenhausclownin. Obwohl sie gleich anfangs eine Wohnung im Projekt angemietet hat, bleibt sie aus beruflichen Gründen zunächst noch in Wien. Als kurz nach dem kollektiven Einzug in Pressbaum ein Feuer in einer Wohnung ausbricht, das der zufällig direkt darüber wohnende Feuerwehrmann fast allein mit den eilig von allen Seiten herangetragenen Feuerlöschnern löschen kann, ist diese Wohnung unbewohnbar. Verletzt

wurde zum Glück niemand, die betroffene Familie zieht vorübergehend in Uschis Wohnung. Auch als die Familie in ihre ursprüngliche Wohnung zurück ziehen kann, halten sich Uschis vier Wände als eine Notfalllösung – bis sie 2019 schließlich selbst einzieht. „In einem Wohnprojekt zu leben, war immer mein Traum“, sagt sie, „das ist für mich schlicht und ergrifend die einzige Wohnform, die der menschlichen Psyche zuträglich ist: ein dörflicher Charakter, generationenübergreifend aufeinander schauen. Die Tür aufmachen und Kinderlachen hören oder auch eine Streiterei, jedenfalls Lebendigkeit. Ich denke, das ist die artgerechte Haltung für den Homo Sapiens. Ich schütze mich prophylaktisch vor der Einsamkeit.“

Kurz vor Baubeginn stoßen auch Daniel und seine damals vier-, heute fünfköpfige Familie zum Projekt. Anders als bei vielen anderen ist es nicht ihr expliziter Wunsch, in eine Wohngemeinschaft, sondern primär, hinaus aufs Land zu ziehen und den Kindern ein Aufwachsen im Grünen zu ermöglichen. „Aber allein, das ist schon schwierig, wenn man niemanden kennt“, sagt der 35-jährige Journalist. Mit einiger Skepsis nehmen sie an einem der Kennenlernwochenenden der Gemeinschaft Teil. „Wir fanden es dann doch so nett, mit den Leuten zu quatschen, wir sind immer wieder gekommen, und dann ist es langsam konkreter geworden.“ Es sei heute eine große Erleichterung, zwar im Grünen und fernab der Stadt, jedoch verbunden mit einem großen Netzwerk an hilfsbereiten Menschen zu sein. „Es war natürlich auch fein, dass wir uns ins gemachte Nest setzen konnten“, fügt Daniel hinzu. „Zu dem Zeitpunkt stand ja schon alles unter Dach und Fach und wir wussten, worauf wir uns einlassen.“

Ebenfalls kurz vor Baubeginn schließt sich noch Susanne an. Die 58-jährige Sozialwissenschaftlerin beschäftigt sich mit Zukunftsforschung und in diesem Zusammenhang auch mit sozialen Innovationen im Wohnbau. Etwas, das sie persönlich inspiriert. Vom Wunsch angetrieben, erstens nicht mehr in der Stadt und zweitens in einer Gemeinschaft zu leben, informiert sie sich immer weiter, über Finanzierungsansätze, unterschiedliche Wohnprojekte in Deutschland. „Doch wenn ich in Wien Kolleginnen und Kollegen gefragt habe, haben die meisten von großen Mühen gesprochen“, erinnert sie sich, „ich war

verstört, dass der Gedanke an ein gemeinschaftliches Wohnen bei so vielen Menschen auf Ablehnung stößt. Es geht doch auch darum, Wohnbau so zu gestalten, dass er leistbar ist, dass nicht immer noch mehr Geld herausgesprest wird.“ Bei ihren Recherchen stößt Susanne schließlich auf das Gemeinschaftswohnprojekt in Pressbaum. Die Idee, dass es in diesem nicht um Profit, nicht um Wertsteigerung, sondern um gemeinschaftliches Wohnen und Solidarität geht (dazu gehört auch die Tatsache, dass eine der Gastwohnungen eine Zeit lang an Menschen mit Flucht-hintergrund vergeben wird), überzeugt sie. „Am Anfang habe ich mir gedanklich dann doch schwer damit getan, die Stadt zu verlassen“, erzählt Susanne weiter, „ich wollte nie spießig am Land leben. Doch wenn ich jetzt daran zurückdenke, in der Stadt unter dem Deckmantel der Anonymität zu leben, und dann heute aus dem Fenster auf Wald und Wiesen sehe, war es die richtige Entscheidung.“

### **Soziokratisches Prinzip**

Im Laufe der Jahre übernimmt der Verein Elemente der Soziokratie für seine Entscheidungen – ein Prinzip, das den Konsens der Gruppe in den Vordergrund rückt und sich bereits bei vielen Gemeinschaftswohnprojekten bewährt hat. Auf diese Weise soll ein gemeinsames, effektives Handeln gewährleistet werden. Bei der alle drei Monate stattfindenden Vollversammlung des Vereins kommt das Prinzip zum Tragen – mit teils erstaunlichen Dynamiken. „Projekte und nach außen groß wirkende Entscheidungen, die Zehntausende von Euro kosten, werden oft durchgewunken, weil eh jeder weiß, dass es kaum einen Weg drumherum gibt“, beschreibt Daniel. „Und dann kommen wir auf kleine Emotionalitäten, in die wir uns dann mitunter sehr vertiefen.“ Das braucht zwar viel Zeit, sei aber ok und normal. „Wir haben alle gelernt, auch solche Projekte mitzutragen, die einem selbst nicht so wichtig sind. Dafür kann man dann die Projekte umsetzen, die einem wirklich am Herzen liegen, und wird von den anderen dabei unterstützt.“ Da gab es zum Beispiel das Thema Ballspielen im Gemeinschaftsraum. Aufgrund der Sorge einiger, es könnten dabei Gegenstände zerstört werden, entbrennt eine große Diskussion: Soll der Raum ein Wohnzimmer sein oder ein Mehrzwecksaal? Die Lösung nach Stunden des erhitzten Debattierens: eine

einziehbare Trennwand und das Spielen ausschließlich mit Softbällen. Da war außerdem das Rudergerät. Das Haus der Stille für 30.000 Euro gerade errichtet, legten sich einige Begeisterte ein kleines Rudergerät zu, um fortan im neu geschaffenen Haus trainieren zu können. Ein Vorhaben, das bei vielen anderen Mitbewohner:innen auf Ablehnung stößt. „Zu dem Zeitpunkt hätte ich mich gerne als Ruderin identifiziert“, erzählt Uschi, Claudia kommentiert daraufhin liebevoll: „Im Herzen bist du immer noch eine Ruderin.“ Der Konflikt ist groß. „Die Meditierer haben gesagt: Wir wollen hier unsere Ruhe“, berichtet Uschi weiter, „die Ruderer haben gesagt: Rudern und Bewegung ist auch meditieren! Das wird ja wohl nicht stören, wenn das dort steht, ihr könnt ja trotzdem die Augen zumachen.“

Manche Entscheidungsprozesse der Vergangenheit sieht Daniel rückblickend skeptisch. „Wenn Entscheidungen nur über Widerstände getroffen werden, beziehungsweise welche Punkte den geringsten Widerstand finden, kann man auch ein bisschen taktisch voten“, erklärt er. „Wenn ich beispielsweise den Punkt eins will, gebe ich ihm null Widerstandspunkte und allen anderen zehn.“ Denn beim soziokratischen Entscheidungssystem gilt, wie schon beschrieben, das Konsentprinzip. Statt einen Beschluss rein basisdemokratisch durch die Mehrheit entscheiden zu lassen, fällt so auch das Bedenken Einzelner ins Gewicht.

In der Gruppe gefällte Entscheidungen, die gegen die eigene Meinung gehen, seien nicht immer leicht zu akzeptieren, sagt Daniel. Nach jahrelanger Erfahrung sehen viele jedoch einen Vorteil im demokratischen Konsens, den Georg auch als Schwarmintelligenz bezeichnet. „Unterm Strich habe ich die Gewissheit, dass wir gemeinsam aus der Fülle an Inputs und Interessen gute Entscheidungen für unsere Gemeinschaft treffen“, sagt er, „ich habe mit der Zeit gelernt, darauf zu vertrauen.“ Uschi bestätigt: „Ich setze mich gerne durch. Aber es war ein wunderbarer Lernschritt für mich zu erkennen: Auch wenn ich das für noch so super halte, es nutzt nichts. Ich darf respektieren, wenn es trotzdem anders entschieden wird, und darf trotzdem mitgehen und mich diesem Prozess hingeben.“

Die Verwaltung des Grundstücks samt der Häuser obliegt dem Verein. Um allen anfallenden Aufgaben gerecht zu werden, organisiert er sich in Form von Arbeitsgruppen, deren Mitglieder immer wieder

durchwechseln. „Es kann jede und jeder freiwillig wählen, in welchen Arbeitsgruppen sie oder er agieren möchte, das funktioniert gut“, sagt Georg. Die Gruppen decken dabei nahezu alle Bereiche ab, die man sich bei einem Gemeinschaftswohnprojekt vorstellen könnte: von Finanzen und Organisationsentwicklung über den Grünraum bis hin zur Raumbetreuung und Öffentlichkeitsarbeit. Zwei Arbeitsgruppen dienen der Harmonie in der Gemeinschaft: Während die AG Gemeinschaft für Zusammentreffen wie Feste oder große Diskussionsrunden zuständig ist, sorgt die AG Begegnung dafür, dass konfliktbehaftete Themen und persönliche Anliegen offen angesprochen werden können. „Es geht weniger um eine Diskussion, als eher um eine Art Herzkreis“, erklärt Uschi. „Es gibt da kein: Das stimmt nicht. Die Leute müssen zuhören, das ist Teil des Regelwerks.“ Eine eigene AG vertritt wiederum die Anliegen der Kinder des Wohnprojekts, inklusive Kinder- und Jugendvollversammlung.

Auch fernab der Arbeitsgruppen und vierteljährlichen Versammlungen gibt es viele Anlässe, zusammenzukommen. Gemeinsames Garteln, Werken, Fußballschauen, Tischtennisspielen, Pasta-Kochen und Partys gehören zum Alltag dazu. An den regelmäßig stattfindenden Kursen wie Yoga, Capoeira und Tango im Haus der Stille und Gemeinschaftsraum nehmen sowohl die Bewohner:innen der Wohngemeinschaft als auch Einwohner:innen der ganzen Gemeinde Pressbaum teil. Auch bei Feiern wie dem alle zwei Jahre stattfindenden Sommerfest oder sogar einem eigens für die Gegend entwickelten Musikfestival ist die ganze Stadt eingeladen. Eine gute Möglichkeit, der Gemeinde etwas zurückzugeben, wie Susanne anmerkt. „Wir versuchen, mit unserer Umgebung in Kontakt zu treten. Die Anrainer sind total liebe Menschen und schon voll integriert in unser Wohnprojekt. Viele haben sich gefreut, dass da so viele junge Leute mit Kindern kommen.“ Konflikte habe es auch immer wieder gegeben – immerhin sei das heutige B.R.O.T. Pressbaum damals eine große Wiese gewesen und der Blick einiger Anrainer aus dem Fenster unverbaut. „Manche Nachbarn sind sentimental geworden und haben von ihren Erlebnissen auf der Wiese erzählt, dass sie dort Ski fahren gelernt haben“, berichtet Claudia, „sie haben sich verständlicherweise schwer damit getan, loszulassen.“

## Rosa Pandas und Alienfilm

Es sind ganz besonders die Kinder, die durch die offenen Strukturen der B.R.O.T.-Pressbaum-Gemeinschaft auf unkompliziertem und kurzem Weg zueinanderfinden, sich ohne Elterntaxi treffen und miteinander spielen können. Das betont der 12-jährige Matteo, der seit seinem sechsten Lebensjahr Teil des Wohnprojekts ist: „Es gefällt mir hier sehr gut, ich kann gleich zu meinen Freunden gehen, sie sind nicht weit weg. Ich kann mir gar nicht mehr vorstellen, jedes Mal jemanden anrufen und einladen zu müssen, wenn ich mit jemandem spielen will.“ Die Kinder treffen sich ganz einfach draußen, je nach Wetter lässt sich das Ganze dann in das private Wohnzimmer in einer der Wohnungen verlegen. Für die Eltern ist das nicht immer leicht. „Es ist gut möglich, dass es gerade noch total ruhig war, niemand da“, erzählt Claudia, „und dann ist die Wohnung von einer Minute auf die andere plötzlich voll mit Kindern und man weiß gar nicht, wie das jetzt passiert ist.“

Insgesamt stelle es für die Eltern jedoch einen wahren Segen und eine Erleichterung dar, die Kinder ohne Sorge vor dem Straßenverkehr einfach nach draußen laufen lassen zu können, fügt Claudia hinzu. „Es beschwert sich keiner“, sagt Matteo, „hier draußen gehört einfach jedem alles und jeder darf überall sein, wo er will. Wir spielen zum Beispiel gerne Räuber und Gendarm, und das würde nicht so gut gehen, wenn wir nicht so viel Platz hätten.“ Daniel fügt hinzu: „In Wien mussten wir uns alles organisieren, wenn wir einen Ausflug machen wollten, wenn die Kinder jemanden besuchen wollten. Hier können die Kinder einfach hinausgehen und ihr Ding machen.“ Entstanden sind bei den Zusammentreffen der Kinder schon mannigfaltige Projekte: so beispielsweise die Band „Rosa Pandas“ und ein eigener Film, der von einem freundlichen Alien handelt, das im Gemeinschaftswohnprojekt landet. Trotzdem vermisst Matteo manchmal die Zoobesuche, die sie früher als Familie unternommen haben. „Das machen wir jetzt nicht mehr so oft. Und mein Bruder geht nicht mehr so oft zum Fußballverein, weil es ihm schwerfällt, sich vom Spielen im Wohnprojekt zu lösen.“

Von Anfang an taten sich die B.R.O.T.-ler:innen zusammen, um gemeinsam eine Kinderbetreuung abseits öffentlicher Einrichtungen aufzustellen. „Vor allem als die Kinder noch kleiner waren, haben wir das

viel gemacht: Heute schau ich auf die Kinder, morgen du“, erinnert sich Claudia. Das sei einer der großen Vorteile eines Gemeinschaftswohnprojekts im ländlichen Raum, in dem öffentliche Kinderbetreuung häufig in reduzierterem Maße als in der Stadt angeboten wird. „Die alteingesessenen Pressbaumer:innen sind mehr in familiären Strukturen integriert, haben Omas und Opas vor Ort“, sagt Claudia. „Durch dieses Familiensystem sowie Freunde und Vereine besteht vielleicht gar kein Bedarf nach einem gemeinschaftlichen Wohnen. Wenn wer aber aus der Stadt raus und aufs Land zieht, ohne jemanden zu kennen, ist es ungemein hilfreich.“ Auch für den Weg zu Kindergarten und Volksschule in Pressbaum tun sich die Eltern und Kinder zusammen. Es sei für sie eins der schönsten Bilder des Wohnprojekts, berichtet Claudia, wenn sie morgens auf den Sammelplatz blickt, an dem die Kinder zusammenkommen, um gemeinsam zur Schule zu gehen. „Ich finde es so schön, dass sie die Möglichkeit haben, diesen Alltagsweg in einer solchen Gemeinschaft zu gehen.“ Immerhin 40 Minuten dauert der Marsch. Das sei aber nicht schlimm, sagt Matteo, „wir können ja auch mit dem Bus fahren, wenn wir nicht gehen wollen. Aber der Waldweg ist einfach viel schöner, als auf der Straße zu fahren.“ Jetzt sei er zwar im Gymnasium im Nachbarort, früher sei er den Waldweg zur Volksschule jedoch immer gerne gegangen, „weil man ja mit Freunden geht.“ Pädagog:innen würden regelmäßig ansprechen, wie sozial, entspannt und selbstständig die Kinder aus der Wohngemeinschaft seien, berichtet Daniel und fährt fort: „Wir waren gerade auf Urlaub und da haben wir gesehen, was für eine Basis unsere Kinder miteinander haben. Ein starker Grundstock, auf den sie aufbauen können. Auch bei meiner Kleinsten, die gerade einmal drei Jahre alt ist: Die Zehn- und Elfjährigen nehmen sie bei der Hand und es ist für sie selbstverständlich, dass die Großen auch mit den Kleinen unterwegs sind.“

### **Erstes Hallo und ab und zu Ferien**

„Ich genieße es sehr, mit Menschen zusammenzuleben, die meine Einstellung zum Leben, mein Lebenskonzept teilen“, sagt Susanne, „die Grundwerte muss man nicht jedes Mal neu ausdiskutieren.“ Sie erinnert sich noch gut an den Tag des Einzugs in die Wohnung. Durch viele

Regentage war der Boden schlammig, die Kleidung rasch verschmutzt, die Stimmung dadurch leicht angeschlagen. „Und dann hat Tom, mein Nachbar, mich überschwänglich begrüßt: ‚Hallo, Susanne!‘ Das war so schön, mich hat in Wien im Haus nie jemand begrüßt. Da habe ich mich wirklich zu Hause gefühlt.“

Einerseits rasch umgeben von vertrauten Menschen zu sein, andererseits aber auch die Haustür schließen und ganz für sich sein zu können, nennen viele B.R.O.T.-ler:innen als einen der Hauptvorteile des Projekts. „Außer an Halloween“, lacht Uschi, „da kommen die Kinder noch Tage später und rufen: Süßes oder Saures!“ Besonders der Kontakt zu Kindern spielt für Uschi eine große Rolle: „Ich bin froh, hier von Kindern umgeben zu sein und dass von unten wieder neue nachwachsen. Schon als ich selbst noch klein war, es immer mein Ziel, Kinder zum Lachen zu bringen.“ Auch wenn nicht alle im Wohnprojekt die engsten Freunde seien, sei der Umgang miteinander respektvoll und akzeptierend. „Wir hören zu, was der andere sagen möchte, verarbeiten das und nehmen das mit, denken das mit, und das finde ich unglaublich schön und vorbildhaft.“ Matteo stimmt dem zu: „Normalerweise sind Eltern so: zuerst Zahlen, Daten und Fakten und so. Ich finde es cool, dass hier der Mensch zählt.“ Die Möglichkeit, die im Wohnprojekt anfallenden Aufgaben auf viele Köpfe aufzuteilen, ist ein weiterer Pluspunkt. „Jede Person kann sich so weiterentwickeln und ausprobieren und einbringen, wie er oder sie möchte“, sagt Claudia, „gleichzeitig muss niemand das Gefühl haben, sich um alles alleine kümmern zu müssen. Die eine kümmert sich lieber um die Finanzen, der andere um den Grünraum und wieder jemand anderes kennt sich super mit der Werkstatt und mit Holz aus. Dadurch werden die Möglichkeiten größer, ein großes Ganzes entsteht, das über uns alle hinauswächst.“ Auch Projekte lassen sich auf diese Weise leichter umsetzen. „Wenn ich Lust habe, einen Frauenkreis zu machen oder einen Yogakurs, dann schreibe ich es einfach aus und dann kommen ein paar Menschen zusammen.“

So schön die Gemeinschaft sei, wirke sie manchmal auch erdrückend, geben einige der Bewohner:innen zu. Immer wieder gestalte es sich als schwierig, die eigene Privatsphäre zu wahren. Besonders sei das mit Kindern der Fall, ergänzt Daniel: „Sie zieht es halt oft nach draußen, und

ihnen dann zu sagen: Heute wäre es schön, wenn wir uns als Familie einmal ein bisschen zurückziehen, ist dann gar nicht so leicht.“ Im Urlaub habe Claudia mit ihrer Familie gemerkt, wie gut die Privatsphäre in einem Ferienhaus ohne Bekannte ringsum getan habe, „wir haben das so genossen, in diesem rotweißen Häuschen mitten im Wald, mit eigenem Garten und eigener Sauna und Garage und Werkstatt unseren eigenen Raum zu haben. Es war so erholsam, in der Früh rauszugehen und zu wissen: Es sind nur wir.“ Die Freude, nach drei Wochen Urlaub die Gemeinschaft in Pressbaum wiederzusehen, sei jedoch groß gewesen.

### Raum, um persönlich zu wachsen

„Neulich bin ich mit meiner Frau über die Dorfstraße spaziert“, erzählt Walter, „und da ist es uns eingeschossen: Was haben wir da gemeinsam geschafft! Wie konnte diese Gemeinschaft, dieses kleine Dorf aus einer Idee entstehen! Das waren ja nicht nur wir beide, das waren so viele Menschen, und wir alle haben dieses Bedürfnis nach Zusammensein geteilt.“ Eben diese Gemeinschaft habe alle Bewohner:innen verändert, „wir sind authentischer geworden.“ Wie eine riesige Selbsterfahrungsphase beschreibt es Uschi. Ein Sich-Selbst-Näherkommen angesichts so vieler Menschen, die einen täglich mit eigenen Konflikten konfrontieren. Es sei ein immer wieder schwieriger, aber wertvoller Prozess, den man im Zusammenleben durchschreite, bestätigt Claudia. „Ich bin sozialer geworden, weil ich so viel mitbekomme von anderen Familien, wie die miteinander sind, was die miteinander tun.“ Die Wohngemeinschaft stelle einen sicheren Raum dar, um sich selbst, Facetten der eigenen Persönlichkeit und Interessen auszuprobieren und auszuleben. „Es ist nicht Teil meines primären Lebenskonzepts gewesen, eine Gruppe von 30 bis 40 Menschen wie bei einer Vollversammlung zu moderieren“, sagt Claudia, „doch durch das Wohnprojekt habe ich es geschafft, für mich zu wachsen.“ Das sei für sie das Erstaunlichste am gemeinsamen Wohnen und Leben, „dass wir uns alle so gemeinsam weiterentwickeln und gemeinsam wachsen.“

Nicht zu unterschätzen sei zudem die politische Dimension, die das Wohnprojekt leiste, ergänzt Susanne. „Wir leben sozialökologische

Transformation und zeigen, wie ein solches Gemeinschaftswohnkonzept möglich ist.“ Erst kürzlich habe ein Gerontologe das Projekt besucht, „der fand die Verbindung der Generationen bei uns toll. Aber er glaubt nicht daran, dass ein solches Wohnen Schule machen könnte.“ Da habe sich in ihr Widerstand geregt: „Wieso eigentlich nicht? Es würde viele Probleme unserer Gesellschaft lösen.“